

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 1 (1911)
Heft: 42

Rubrik: Berner Wochenchronik

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.10.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

È bösen Öpfel.

Don S. Gfeller.

Hansli ist i dr Schuel ghocket. Er hätt föllen Uffsatz schribe. Im Sack het er en Depfel gha. È guldgälbe „Summerchünig“ isch es gsi. È Zit lang het Hansli ärstig gschriebe. Undereis fohrt dä Depfel im Hofesack si a rüehren u müggelet: „Du, Hansli, hesh mi ganz vergässe? Nimm mi vüre!“ Zerst het Hansli nüt dergliche to. Aber dä Depfel het si nümme welle still ha. Er het zablet un isch Hanslin schwär uf em Bei gläge; er het ihm fast es Loch is Bei driickt. Mit Gewalt hätt dä Kärl us em Sack uehe welle. Hansli het wäger mit dr Hand müesse dr Sack zsäme ha, füst wär dr Depfel use gumpet. Däwäg het er richtig schier nümme chönne schribe. Allimol, wenn er d'Fäderen agfetzt het, isch dr Depfel wider uhirsche worde u het bilängersi ungattlicher to i däm Sack inne. Er het Hanslin ase ganz Stiche gäh bis i Magen u bis i Hals uehe. Was het er wellen u fölle? Er reekt mit dr Hand abe u fasset dä Depfel, so fest er het

möge zsämeha. Er het gemeint jez guetis de. Aber dä chäzi-bocks „Summerchünig“ het si no nid ergäh. Gäng wieder het er si i dr Hand ume dräit u derzue g'schraue: „Loh mi use! I ersticke jo! I cha jo nümme schnuppe!“ Mendtliche nimmt ne Hansli vüre, for zuege, was mit ihm sig. Chum isch dä Depfel us em Sack, so lachet er Hanslin a: „Gäll, gäll i bi der doch extrunne!“ Jez wird Hansli taube wi-n-es Biel. Er nimmt dr „Summerchünig“. „I will di jez lehre still sy,“ seit er. U bißt ihm richtig e große Bitz use. U ganz zermahle het er ne u zernäschlet bis nume no der Stihl ist gsi. È so taube-n-isch das Bürfteli gfi.

I fir Wuet het Hansli nid gmerkt, daß ihm dr Lehrer u die halbi Klafz zueluegen u spöttisch lächle. Erst wo-n-er 's letschtl Mul voll schlückt, isch ers inne worden u het rot Backen übercho. Bsuunders wo du dr Lehrer seit: „Das Depfel het ne wider möge. Das het ihm der Meister zeigt. Große Hansli!“



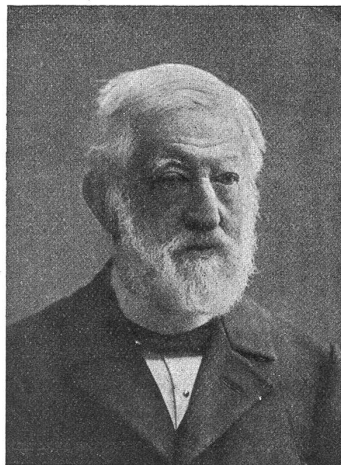
Bundesstadt

— Jubiläum des Kaufmännischen Vereins Bern. Im November des Jahres 1861 hat ein kleines Trüppchen Kaufleute, das anfänglich unter dem blühenden Namen „Alpenbössi“ sich gefunden, den „Verein junger Kaufleute“, den jetzigen Kaufmännischen Verein Bern, ins Leben gerufen. Seitdem sind 50 Jahre verflossen; 50 Jahre des ernstesten Schaffens, des zielbewußten Strebens, des innern Ausbaues und der sichern Erstarkung. Aus diesen Charakterwerten ist eine nicht zu übersehende segensreiche Wirksamkeit erblüht, die von ungezählten Erfolgen gekrönt, heute als ein schönes abgerundetes Ganzes dasteht. Den Anlaß der fünfzigsten Wiederkehr seines Geburtsjahres will der genannte Verein heute den 4. November in den Räumen des Casinos festlich feiern, und wir entbieten ihm hiezu unsere besten Wünsche. Wir werden in der nächsten Nummer unsern Lesern die Gelegenheit geben, einen Blick in die Geschichte und in die heutigen, vielseitigen Bestrebungen des Kaufmännischen Vereins Bern zu tun, indem wir in Wort und Bild auf das Jubiläum zurückkommen werden.

† Friedrich Bernhard Studer.

Am frühen Morgen des 19. Oktober leghin hat der Tod Herrn Bernhard Studer in Bern, im hohen Alter von 91½ Jahren, die Augen für immer geschlossen und seinen stets rührigen Geist

und Körper zur Ruhe gelegt. Mit ihm ist ein Bürger aus dem Leben geschieden, der sich um seine Vaterstadt Bern in hohem Maße und in mannigfacher Beziehung verdient gemacht hat und den eine große Herzensgüte und ein mannhaftes, gerades Wesen Zeit seines Lebens auszeichnete. Wenn wir heute sein Leben und sein Wirken nur in Kürze streifen



† Friedrich Bernhard Studer,
gew. Apotheker.

können, so mag dafür sein Bildnis, das wir hier wiedergeben, mehr als große Worte reden. In manchem Berner wird es eine dankbare Erinnerung wachrufen an den Mann, der so eng mit Bern verwachsen war, und der so still und selbst-

verständlich seine erwählten Pflichten tat und nie Dank suchte.

Bernhard Studer wurde am 7. April 1820 in Bern geboren. Nach Abolvierung der hiesigen Schulen widmete er sich dem Apothekerberuf, den schon sein Vater ausübte. Er studierte nach mehrjähriger praktischer Lehrzeit in Besigheim (Württemberg), Straßburg und Mannheim, an der Universität Bonn und schloß im Jahre 1844 seine Studien mit dem Staatsexamen in Bern ab, wo er zwei Jahre später das väterliche Geschäft übernahm, das er nach langer Praxis seinem Sohne überlassen konnte. Neben seiner beruflichen Tätigkeit in der Praxis widmete er einen guten Teil seiner Zeit wissenschaftlichen Arbeiten und der Wirksamkeit in wissenschaftlichen Vereinen und Institutionen. Lange Zeit gehörte er dem Sanitätskollegium an. Als Vorsitzender der Kommission des Naturhistorischen Museums konnte er 1878 den Grundstein zum Gebäude dieses Institutes legen.

Im Jahre 1850 wurde Bernhard Studer zum eidg. Staatsapotheker mit Hauptmannsrang ernannt. Er bekleidete diese Charge, in welcher er 1876 zum Major avancierte, bis zum Jahre 1904, also volle 54 Jahre!

Außerordentlich vielseitig war Studers Tätigkeit im öffentlichen Leben der Stadt Bern. Nachdem er schon vorher einigen Kommissionen angehört, wurde er 1858 Mitglied des verstärkten Burgerrates. 1866 kam er in den engern Burgerrat, wurde 1880 dessen Vizepräsident und übernahm am 12. Dezember 1888 auf

kurze Zeit das Präsidium der Bürgergemeinde. Während dieser ganzen Zeit war er Mitglied zahlreicher Kommissionen in der bürgerlichen Verwaltung, und längere Zeit versah er das Amt eines Präzidenten der Gesellschaft zu Mezgeren. Aber auch die Einwohnergemeinde hatte sich der treuen Dienste Studers zu erfreuen. 1871 in den Großen Stadtrat gewählt, wurde er durch das Vertrauen seiner Mitbürger in den Gemeinderat berufen. Als diese Behörden durch die Gemeindeorganisation in ihrer bisherigen Gestaltung aufgehoben wurden, ging Studer in den neuen Stadtrat über, dessen erste Sitzung am 1. März 1888 er als Alterspräsident eröffnete. Ende 1889 trat er von den meisten seiner öffentlichen Ämter zurück, nachdem er zuvor eine definitive Wahl zum Burgerratspräsidenten ausgeschlagen. 1878 war Studer auch in den Großen Rat gewählt worden.

Lange Zeit hat der Heimgegangene dem Kirchengemeinderat der Heiliggeistkirche angehört. Auch im Schulwesen stellte er seinen Mann. Er gehörte nacheinander verschiedenen Schulkommissionen an.

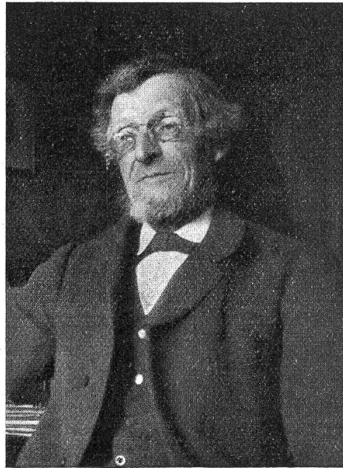
— Antialkohol- und Antituberkulosenausstellung in Bern. Wir machen jetzt schon darauf aufmerksam, daß diese beiden Ausstellungen gemeinschaftlich vom 19. November bis 15. Dezember 1911 in Bern stattfinden werden. In zuvorkommender Weise hat der Gemeinderat zu diesem Zwecke das Gewerbemuseum (großer Saal im 1. Stock.) zur Verfügung gestellt. Diese Ausstellung will die Grundtatsachen, die die Wissenschaft über den Alkoholismus und die Tuberkulose festgestellt hat, in populärer, eindrucksvoller Weise dem Volke vor Augen führen. Sie hat bis jetzt überall reges Interesse geweckt und große Zugkraft ausgeübt.

— Auf das Verwenden der Freistudentenschaft Berns wurde an unserer Hochschule ein Vermittlungsausschuss eröffnet, das den Zweck hat, Wohnungen, Bücher- An- und -Verkäufe zu vermitteln.

† Alt Pfarrer Daniel Albrecht Rytz.

Ueber 80 Jahre alt verstarb am 12. Oktober 1911 in Bern alt Pfarrer Daniel Albrecht Rytz. 1831 in Bern geboren, als Sohn des damaligen Schulkrektors und nachmaligen Pfarrers Albrecht Rytz in Uhenstorf, amtierte er als treuer Seelsorger in den Gemeinden Randergrund, Wimmis, Seedorf und Madiswil. 1904 zog er sich in den wohlverdienten Ruhestand zurück, versah aber von 1910 bis zum letzten Februar noch das Seelsorger- und Predigeramt im Zieglerhospital in hier. Er war verschwägert mit der Familie Fueter und Nefte des f. Zt. vielgenannten Münsterpfarrers Baggeßen, dessen Lebensbild er verfaßt hat, ein Buch, das kirchenshistorisch noch heute von hohem Interesse und Wert ist. Als Jugendfreund von

Kunstmaler Anker hat der Verstorbene auch dessen Leben im vergangenen Winter noch in frischster Weise gezeichnet. Die Sammlung bernischer Biographien ent-

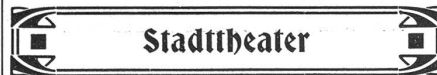


† Alt Pfarrer Daniel Albrecht Rytz.

hält ebenfalls mehrere kleinere Lebensbilder aus seiner Feder. Er war der älteste Vertreter der bernischen Geistlichkeit, ein Mann von zäher Natur und sehr regem Geiste mit einem trefflichen Gedächtnis und umfassendem Wissen. Eine Reihe von Jahren war er Mitredaktor des „Kirchenblatt für die reform. Schweiz“, des Organs der kirchlichen Mitte. Mit ihm schwindet ein typischer Vertreter einer älteren, wackeren Generation. O. R.

Nachtrag zum Nekrolog Prof. Emmert.

Durch ein unliebsames Versehen ist der Nekrolog des Herrn Prof. Dr. Emmert in der letzten Nummer der „B. W.“ vorzeitig abgeschlossen worden. Es bleibt ihm noch hinzuzufügen, daß Herr Professor Emmert sich neben seiner großen Praxis und seiner anspruchsvollen Tätigkeit in der eigenen Poliklinik außerdem als Forscher auf dem Gebiete der Augenhilfskunde betätigte und seine Resultate in vielen wissenschaftlichen Arbeiten niedergelegt hat, die nun Gemeingut der Nachwelt sind. In Berücksichtigung seiner außerordentlichen Fähigkeiten und der Summe der für die leidende Menschheit geleisteten Arbeit hat ihm im Jahre 1902 die Regierung des Kantons Bern die Würde eines Titularprofessors als Dankeszeichen verliehen.



Der Rosenkavalier. Komödie für Musik von Hugo v. Hofmannsthal und Richard Strauß.

So ist er denn auch in unsere Tore eingezogen, der Rosenkavalier, mit allen heitern Schnörkeln seines zierlichen Kokotts. Ein Kulturgemälde aus der Zeit Maria Theresias, ein Abriss aus dem

galanten Leben der Kaiserstadt, bei dessen Schilderung Dichter und Komponist sich begegnen, um nach der psychologischen und formellen Seite hin etwas Apartes, Leichtflüssiges, Unterhaltendes zu schaffen.

Den Inhalt der Oper erfuhrt man erst bei der Uraufführung in Dresden. Wir wissen aus dem Klavierauszug, wie der junge Graf Octavian Hofrano im Schlafzimmer der Feldmarschallin von Hrn. Dchs von Lerchenau überrascht wird, wie er sich nicht anders, denn durch Verkleidung in eine Hofe aus seinem Versteck stehlen kann; wie Dchs, der zu der Marschallin mit der Bitte um einen „Rosenkavalier“ (Brautwerber) gekommen ist, sich in das vorgebliche Mariandl verliebt, wie die Marschallin Octavian zum Rosenkavalier bestimmt, Dchs von Lerchenau durch sein Betragen bei seiner Braut, der Tochter eines eben geadelten Parvenus, sich unmöglich macht, und wie ihm diese Braut durch den Brautführer weggeschnappt wird.

Ein Liebesthema in drei Variationen, ähnlich dem Schnitzler'schen „Reigen“. Dem Ganzen gibt die Marschallin, die „femme entre deux âges“ das literarische Niveau. Wie Richard Strauß diesen Stoff in Musik setzte, läßt sich denken. Er hat für den „Rosenkavalier“ keinen neuen Styl gesucht. Die Mischung von Sentiment und anmutiger, bisweilen forciertester Lustigkeit findet in seiner Vertonung einen potenzierten Ausdruck. Auch hier bewährt sich wieder seine musikalisch illustrative Praxis, sein Geist und Witz und seine Laune. Mit kleinen Motiven charakterisiert er seine Figuren; jede von ihnen hat ihr Kennzeichen, ihren Schnörkel, ihre Arabeske. Nicht diese Motivprofile interessieren an erster Stelle, sondern die wichtige kaleidoskopartige Durcheinanderschüttelung. Für alles, was auf der Bühne geschieht und gesprochen wird, hat das Orchester seinen Beleg. Aus dem Orchester vernimmt man den schwelgerischen Wohlklang zärtlicher Harmonien, die im Schlafgemach der Marschallin herrschen. Und wenn dann die Marschallin allein übrig bleibt, und über den Gang der Zeiten nachdenkt, dann setzt das Orchester in die poetisch ergreifendste Stimmung des Werkes ein mit den von Harfe und Celesta angedeuteten Schlägen der Uhr.

Wirklich, einen neuen Ausblick gewährt Richard Strauß mit seinem „Rosenkavalier“. Nicht zum mindesten dadurch, daß er mit dem starren Dogma der Realistik bricht, die melodische Linie wieder in reiner Klarheit und tonaler Bestimmtheit erscheinen läßt. Nicht, daß sie fehlerlos wäre, diese Oper — der Walzer z. B., mit Anklängen an Johann Strauß, und dennoch Richardisch kompliziert, hat sehr die Oberhand. Aber jedenfalls ist der heutigen Generation zu diesem Werk Glück zu wünschen. H. C.

(Fortsetzung der „Wochenchronik“ S. II, 2. Blatt.)

DRUCK und VERLAG:
JULES WERDER, Buchdruckerei, BERN.
Für die Redaktion: Dr. H. Bracher (Allmendstrasse 29)